

Mein Zahnarzt und ich

Autor(en): **Degen, F.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 45

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Zwischen den Toren mit Christoffelturm und Heiliggeistkirche. — Aquarell aus dem Ende des VIII. Jahrhunderts.

Zur zweiten Jahrhundert-Feier der Kirche zum Heil. Geist in Bern.

Am 6. November lezthin waren es 200 Jahre, seitdem der prächtige Kirchenbau am Bahnhofplatz, noch heute ein Schmuckstück unserer Stadt, eingeweiht worden ist. Die zweite säkulare Wiederkehr dieses Tages wurde letzten Sonntag mit einem feierlichen Gottesdienst in den festlich geschmückten Räumen der Kirche begangen. Der Präsident des Kirchengemeinderates, Herr Seminardirektor Rothen, begrüßte die Gemeinde, Herr Oberst Feldmann, ein Mitglied der gleichen Behörde, entwarf ein kurzes Bild der Geschichte von Kirche und Gemeinde, und Herr Pfarrer Kasser, einer der drei Seelsorger der Heil. Geist-Gemeinde, hielt die Festpredigt über den Text „Ihr seid das Salz der Erde“. Predigt und Reden wurden umrahmt von musikalischen und gesanglichen Vorträgen. Die stimmungsvolle Feier hat bei allen Teilnehmern einen unverlierbaren Eindruck hinterlassen.

Zur mehreren Ehre des Anlasses ließ der Kirchengemeinderat eine reich illustrierte Festschrift mit wertvollen, historisch gut belegten Beiträgen erstellen und ihren Gemeindegliedern darreichen. Dem Beauftragten, Herrn Waisenvater S. Buchmüller, standen bewährte Mitarbeiter zur Seite: Hans Morgenthaler („Die alte Spitalkirche z. H. Geist“), Prof. Dr. W. Hadorn („200 Jahre bernische Kirchengeschichte“) und Pfarrer W. Kasser („Gegenwartsaufgaben“).

Die heutige Kirche steht am Platze des ehemaligen Klösterchens der Brüder vom Heil. Geist, die sich die Pfllege armer Pilger und Kranker zur Aufgabe machten. Das Kloster, entstanden bald nach der Gründung der Stadt, lag erst außerhalb, dann nach der zweiten Stadterweiterung (nach dem Laupenriege) innerhalb der Stadtmauern, in unmittelbarer Nähe des hochragenden Christoffelturmes. Aus dem Heiliggeist Kloster entstand bald eine städtische Kranken- und Frönderanstalt, genannt der „Obere Spital“

(darum der Name Spitalgasse) zur Unterscheidung vom „Unteren Spital“ in der Unterstadt. Die zum Kloster gehörige kleine Kirche wurde in der Reformationszeit zwar nicht abgerissen (wie die Barfüßerkirche), wohl aber geschlossen und als Korn- und Vorratsschopf benutzt und erst 1604 wieder eröffnet, nachdem sie gründlich renoviert worden war. Im Laufe des 17. Jahrhunderts vielfach gestiftet und erweitert, mußten Kirche und Kloster im Anfang des 18. Jahrhunderts einem Neubau weichen, eben unserer heutigen Heil. Geist-Kirche.

Der Abbruch erfolgte 1726. Baumeister der neuen Kirche war Werkmeister Niklaus Schiltknecht, jener

geniale Berner, der sich vom Landpfarrersohn durch Selbststudium zum berühmten Architekten hinaufgearbeitet hatte. Er gab mit seinen Bauten dem Berner Barock sein Gepräge. Sein Kirchenbau betonte den Protestantismus („Hugenottenstil“), indem er das Chor wegfallen ließ und die Kanzel in die Mittelaxe der Kirche rückte. Die Emporen, durch die die hohe Zahl von 2000 Sitzplätzen erreicht wurde, sind dagegen wiederum eine Anlehnung an die sogenannte Jesuitenkirche. Das Kircheninnere macht mit seinen streng klassischen Säulen und seinem hohen dekorativen Gewölbe zugleich den Eindruck des Festlichen und des Würdigen. Die heutige Orgel ist ein Werk von Orgelbauer Moser in Freiburg und wurde 1805/6 erstellt. Ein neuer Orgelbau ist gegenwärtig in Vorbereitung.

Man weiß, wie wenig angenehm sich die fatale Lage der Kirche mitten im Getriebe des freischendenden und tütenden Bahn-, Tram- und Autoverkehrs um den Bahnhof herum für den Gottesdienst auswirkt. Der Moloch unserer Zeit, genannt Verkehr, hat bereits den guten alten Christoffel verschlungen und bedroht auch schon den Burgerispital, den Zeitgenossen unserer Kirche und das nicht minder berühmte Beispiel des klassischen Berner Barocks. Doch im Hinblick auf die noch nie ernsthaft angezeifelte Unerleglichkeit und Unberührbarkeit des Schiltknechtschen Werkes kommt einem ungesucht der Vergleich mit dem Leuchtturm in der Brandung. Daß unsere Heil. Geist-Kirche noch manches Säkulum lang der Pharus des Göttlich-Ewigen und Bleibenden sein möge inmitten des vergänglichen menschlichen Alltagsstrebens, sei unser Wunsch für Haus und Gemeinde. H. B.

Mein Zahnarzt und ich.

Von J. C. Degen.

Einleitend eine Berichtigung. Mein Zahnarzt ist eine Zahnärztin. Das Versehen ist zurückzuführen auf eine mit echt amerikanisch suggestiver Kraft vor ihrem Hause in großen, plastischen Lettern angebrachte Inschrift: „Zahn-

arzt“. Unwillkürlich erinnerte mich diese patkende Reklame an Fritz Müllers köstliche amerikanische Burleske „The one dollar watch“.

Nicht daß es nun bei mir dieser Reklame bedurft hätte, denn eine vor bald zwanzig Jahren zwischen ihr — der Zahnärztin — und meiner nachmaligen Frau in England besiegelte Badfisch-Freundschaft verbindet sie mit unserer Familie. Mit Interesse und freudiger Zustimmung verfolgten wir ihren interessanten Werdegang von der sprachgewandten Hotelsekretärin zur eidgenössisch diplomierten Zahnärztin. Von ihrem kaufmännischen Frühberuf ist ihr etwas und zwar das Wertvollste geblieben, ihr Grundsatz: „Für meine Klienten ist nur das Beste gut genug“, oder das Teuerste ist in der Regel das Billigste, vor allem in der Zahnheilkunde, wo es so sehr auf Dauerhaftigkeit der ausgeführten Arbeiten ankommt. Diese wirtschaftliche Binsenwahrheit habe ich seinerzeit an mir selber erfahren, wo ich bei einem angeblich billigen Zahnarzt behandelt wurde. Eine mehr als flüchtige Konstruktion, ein künstlicher Zahn, frei an eine Goldkrone angegliedert, kostete mich damals schon — es war noch in der Vorkriegszeit — einen schönen Bazen; aber schon nach einigen Jahren suchte der Zahn das Weite, und was mir neben dem Aerger verblieb war eine entstellte Visage. So sollte denn schon in der ersten Sitzung in dem mit dem modernsten technischen Komfort und Röntgen-Kabinet ausgestatteten Labor meiner Freundin-Alliance der entstellten Symmetrie meiner Mundwinkel abgeholfen werden.

„Ich bin nur gespannt“, bemerkte sie, „wie etwa der zugebedekte Zahn aussieht? Wir werden ja gleich sehen, denn die Krone muß abgehoben werden, wenn eine neue, dann aber durchgehende Konstruktion errichtet werden soll.“

Raum war die Krone beseitigt und die Wurzelfüllung angebohrt, stieg mir ein ganz bestialischer Geruch in die Nase. Die Zahnärztin griff zur Sonde und mit einem triumphierenden Lächeln entzog sie der Wurzel einen ganz verfaulten Wattenpropfen. Na ich danke, fürwahr eine Bazillenplantage in Reinkultur.

„Es ist geradezu ein Wunder, daß diese bodenlose Pfscherei nicht Komplikationen schwerster Art verursacht hat“, rief die Zahnärztin voller Entrüstung aus.

Mit dieser ersten Entdeckung war schon eine Behandlung auf längere Sicht angedeutet. Schon hier mußte eine peinlich saubere Zahnwurzelbehandlung vorgenommen werden. Was ich in der Folge in achtzehn Sitzungen alles erlebt, oder besser gesagt durchgekostet habe, davon möchte ich heute erzählen. Eigentlich war ich nur neunmal beim Zahnarzt und doch sah ich achtzehnmal, da ich des weiten Weges wegen und in Anbetracht einer chronischen Gehstörung den ganzen Tag über dort verblieb und so am Vor- und Nachmittag sitzen durfte. Noch immer klingen sie nach in meinen Ohren, die vielen spitzen oder stumpfen Bohrer, die sich in meine Zähne einnisteten. Einmal vernehme ich das Summen einer aufdringlichen Stechmücke, dann wieder eine Wespe, eine Hornussle bis hinüber zum 100 PS-Motor eines Rennwagens oder dem unheimlichen Geräusch eines Asphaltbrechers. Letzteres Bild tauchte vor meinem geistigen Auge auf, als der Bohrer plötzlich zu schleudern begann; aber schon sah mein Zahnarzt am Telephon und verlangte



Die heutige Heiliggeistkirche in Bern. Photographie Vollenweider aus dem Anfang der 1880er Jahre.

von ihrem technischen Lieferanten die Ueberweisung eines anderen Bohrgriffes, was schon in der nächsten Halbstunde geschah.

Ein kleines Kunststück möchte ich besonders erwähnen. Der eine obere Eckzahn war so stark angegriffen, daß er abgeschliffen und durch einen Stiftzahn ersetzt werden sollte, doch meine Frau erhob Einspruch. Ausgerechnet dieser kleine, etwas infantil geratene Zahn habe ich immer so gut gefallen. Somit wurde von allen Seiten gebohrt und geschliffen, bis schließlich der Zahn nur noch fadendünn an der Wurzel haftete. Die Emaillierung gelang dann aber so vorzüglich, daß auch dieses Sorgenkind meiner Kauwerkzeuge sich seither neben seinen stärkeren Gefährten wieder als voll leistungsfähig erwiesen hat. Seine Feuerprobe bestand er an einem Kirschstein, in den er sich aus Versehen verbißen hatte.

Oft konnte meine Zahnärztin recht zynisch sein, so zum Beispiel, wenn sie bei ihren Nachforschungen in einer Wurzel herumgrübelte. Wenn ich dann beim Berühren des Nerven zusammenzuckte, dann frug sie mich ganz naiv: „Tut's weh?“ und wenn ich dies bestätigte, dann sagte sie kühn: „Es ist recht.“ Ich war wirklich machtlos ausgeliefert. Besonderen Spaß machte es ihr, mich zu foppen, wenn ich

etwa bei Ausfüllung einer Wurzel den Mund offen halten mußte und so zum Schweigen verknurrte war. Nicht vergessen habe ich ihr den „Büschelmajor“, den sie mir hinwarf, als ich eine Cofferdampadung zur Trockenhaltung eines in Behandlung stehenden Eckzahnes in einer nervösen Anwendung immer wieder von mir stieß. Konnte ich dann wieder sprechen, dann suchte ich wohl mit gleicher Münze zurückzugeben. Willkommenen Anlaß bot mir dabei die, wie ein Diadem ihr Haupt krönende Stirnlampe. Kühn behauptete ich, dem Zahnarzt biete diese eine künstliche Bereicherung des Denkvermögens, auf daß er besser um die Ecke denken könne. Meine Schlußfolgerung war wohl richtig, aber ich vernahm auch bei diesem Anlaß, daß im Verlaufe des Studiums dem cand. dent. med. immer wieder eingehämmert wird, daß ohne das um die Ecke reichende Denkvermögen nichts zu wollen sei.

Mit besonderer Sympathie gedenke ich einer Cousine der Zahnärztin, einer anmutigen Blondine, denn wir waren Leidensgefährten. Noch sehe ich die perlende Träne über ihre Wange rieseln, als einem ihrer oberen Eckzähne die Krone eingehämmert wurde. Ich habe ihr übrigens noch einen unbewußten Liebesdienst ganz besonderer Art zu verdanken. Einmal sollte mir ein Ring eingesetzt werden. Ich hatte es aber eilig und konnte nicht zuwarten, bis derselbe gegossen war. Für meine Leidensgefährtin war einer vorbereitet. Und siehe, er paßte wie angegossen über meinen Zahnstummel. So oft ich diesen Ring betrachte, sehe ich die Rheinixie vom Aarestrand vor mir.

Auch meine Zahnärztin ist mir in bester Erinnerung geblieben. Mit welcher Sorgfalt traf sie doch die Auswahl unter den einzusetzenden Anatoformzähnen. Als sie mir nach Einsetzen einer tadellos gearbeiteten Brücke zur Begutachtung den Spiegel reichte, war ich ob der täuschend naturgetreuen Protese nicht wenig überrascht. Ihr Blick verriet selber freudige Genugtuung und berechtigten Stolz. Der Genius der Technik — so schien es mir — leuchtete aus ihren dunklen Augen. Zu einem warm empfundenen gratulatur reichte ich ihr die Hand.

Ein Kapitel für sich bildete das Abtöten der Nerven. Besonders der Nerv des einen unteren Stockzahnes setzte den konzentrierten Angriffen mit Cobalt den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Es bedurfte einer dritten Einlage, bis er endlich klein beigeben mußte, so daß ich begeistert ausrufen konnte: „Sein Leben ist tot, es lebe das Leben!“

Dieser scheinbare Nonsens erhält seine sinnfällige Bedeutung, wenn ich bedenke, daß mit dieser Niederlage des letzten abzutötenden Nerven die Bahn freigelegt wurde für die Errichtung einer fünfgliedrigen Brücke, durch die meine Kaufwerkzeuge wieder voll leistungsfähig geworden sind, so daß ich mich wieder des Lebens freuen kann und nicht mehr zu Tische, zufolge verminderter Kauffähigkeit, der Stein des Anstoßes bin.

Im Auto durch Palästina und Transjordanien.

13

Skizzen und Bilder von Armin Kellersberger.

(Fortsetzung.)

Klagemauer.

War uns auf dem Tempelplatz die große Vergangenheit des auserwählten Volkes Israel zur Gegenwart geworden, so konnten wir unten an der Klagemauer bei dem 48 Meter langen und 18 Meter hohen Stück der aus riesigen Quadern bestehenden alten Umfassungsmauer des Tempels Salomos nachfühlen, welch' tiefer Schmerz die Juden erfüllt beim Gedanken an den Untergang des alten Jerusalem. Männer, Frauen und Kinder wimmern, wehklagen und beten voll inbrünstiger Andacht vor diesem deutlichen Zeichen vergangener Größe. Es ist zum Steinerweichen, wie sie die mächtigen schwarzen Quadern unter Tränen in einem fort mit Küssen bedecken. Man könnte glauben, ganz Israel sei von Gott und von den Menschen verlassen, während doch schätzungsweise etwa 18 Millionen Juden die Welt bevölkern, und zwar zu einem großen Teil in guten, ja zum Teil in hervorragenden Stellungen. In seltsamem Kontrast zum wehmütigen, traumverlorenen Schmerz der aus der ganzen Welt hier zusammenströmenden Kinder Israels stehen die farbenfrohen Trachten, die zum Teil noch aus der Zeit des Aufenthaltes der Juden in Spanien und Portugal stammen sollen, und durch die sich namentlich die Chassidim mit ihren langherabwallenden Sammetmänteln in leuchtendem Blau, Goldgelb, Grün und Purpurrot und mit ihren pelzverbrämten Hüten und langen Schläfenloden auszeichnen. Da bekommt man Bilder zu sehen, wie sie Rembrandt im Judenviertel in Amsterdam geklaut und in seinen Meisterwerken festgehalten hat. Gern hätten wir uns das eindrucksvolle Schauspiel näher ange-

sehen, aber es schien schon damals etwas von den bevorstehenden Ereignissen in der Luft zu liegen, denn trotzdem wir uns ganz neutral verhielten, ließ uns unser Führer nicht zu weit ins Gedränge dieser vielumstrittenen Stätte. Ergreifend sind die Trauerlieder und Gebete, besonders die Klagelieder des Jeremias und die Trauergefänge über den Verlust des Tempels.

Statt der lieblichen Psalmen, unter denen man vormals in die Tore von Zion einzog und zum Tempel emporstieg, ertönen hier nur noch Klageöne. Erschütternd wirken die Litanenien, die jeden Freitag nach 4 Uhr gebetet werden, wobei der Vorsänger anhebt mit den Worten:

„Wir bitten dich, erbarme dich Zion's“,
worauf das Volk im Chor einfällt:

„Sammele die Kinder Jerusalems!“

Vorsänger:

„Eile, eile, Zion's Erlöser!“

„Schönheit und Majestät mögen Zion umgeben!“

„Möge bald das Königreich über Zion wieder erscheinen!“

„Möge Friede und Wolle eintreten in Zion!“

Volk:

„Sprich zum Herzen Jerusalems!“

„Ach wende dich gnädig zu Jerusalem!“



Die zum Besuch der Moischeen mit Pantoffeln ausgerüstete Reisegeellschaft vor dem Selsendom in Jerusalem. Links mit roter Kappe (Sz) unser Dragoman. — Rechts ein hoffnungsvolles Regerbüblein, das sich auf den Backisch freut, den es durch seine übereifrigen Bemühungen im Selbstbinden unserer Pantoffeln redlich verdient zu haben glaubt.